

1948

Mittwoch: Friedensgebet.

Immer weiter und immer wieder.

Nur manchmal steigen wir für einen Moment aus, halten das Gesicht in die warme Frühlingssonne, gönnen uns das Staunen, mit heiler Haut durch den Tag gehen zu dürfen.

So unverdient.

So ungerecht.

Die einen können nach dem Innehalten hier nach Hause gehen, an einen sicheren geborgenen Ort, dorthin, wo ein gültiger Pass im Schreibtisch liegt.

Die anderen sind über Generationen staatenlos, heimatlos, auf der Flucht.

Heute, am 15. Mai, gedenken Palästinenserinnen und Palästinenser der Nakba. 1948 mussten über 700.000 Palästinenser*innen in Folge der Staatsgründung Israels ihre Dörfer und Städte, ihre Häuser und Felder, ihre Olivenbäume und Gärten verlassen und zogen in den Libanon, nach Syrien oder Jordanien in Flüchtlingslager.

Drei Generationen später hat sich die Zahl der Flüchtlinge dort verdoppelt, wenn nicht verdreifacht.

Aber es gibt keine Perspektive.

Die Gewalt findet immer neue Nahrung. Der Hass auch. Es wachsen Früchte des Zorns und der Hoffnungslosigkeit.

Und wir hier?

Wir können kaum nachfühlen, was all das bedeutet.

Wege zum Frieden sind nicht zu sehen.

Ich spüre, wie ich durch dürre Worte irre und mir deshalb die anderer borge.

Dorothee Sölle schrieb:

„wir können nicht fühlen / was wir nicht tun“ und setzt unerbittlich streng fort „darum ist es nicht genug / den Frieden zu loben / den Frieden zu träumen / um Frieden zu bitten ...“

Sie mag recht haben. Genug ist es nicht.

Aber in auswegloser Zeit ist es vielleicht das Beste was wir tun können:

Den Frieden zu loben, ihn zu träumen und für ihn zu bitten...“

Immer und immer wieder.